



INSTITUT FÜR REGIONALE SPRACHEN UND KULTUREN
Institute for Regional Languages and Cultures
Kontaktadresse: IDI Gerd Allmayer, Zirmkogelstraße 6,
A-5722 Niedernsill, Österreich, Land Salzburg
Telefon: 0043(0)720901785 Mail: idi.dialekt@gmail.com
Homepage: www.idi-dialekt.at

IDI-Information

Nr.119

Mai 2025



Die Gemeinde Latsch befindet sich im Vinschgau im Westen Südtirols. Die vier Dörfer der Gemeinde, der Hauptort Latsch (639 m), das von der Etsch durchflossene Goldrain (650 m), Morter (700 m) am Eingang zum Martelltal und das etwas erhöht auf einem Schwemmkegel erbaute Tarsch (820 m), liegen allesamt im relativ breiten Etschtal. Darüber erheben sich Gipfel der Ötztaler Alpen. Südlich vom Talboden beginnt unmittelbar der Nationalpark Stilfserjoch. Über die Hänge des Nördersbergs steigt das Gelände hier zu Gipfeln der Ortler-Alpen bergan, westlich vom Martelltal den Laaser Bergen und östlich dem Zufrittkamm zugerechnet. Am Hasenöhl erreicht das Gemeindegebiet auf 3257 m seinen höchsten Punkt.





Pfroulschtaud und Tschuferniggele – Mundartliche Pflanzennamen im Vinschgau

Vom 17. bis 19. Oktober 2025 findet eine internationale Arbeitstagung zur Mundartliteratur im Schloss Goldrain, Vinschgau, Südtirol statt.

Goldrain (italienisch Coldrano) ist eine Fraktion der Marktgemeinde Latsch im Vinschgau in Südtirol. Das Dorf liegt beiderseits der Etsch; teils auf einem Schwemmkegel, teils im Talboden des Etschtals auf 650 m s.l.m. Goldrain hat etwa 1000 Einwohner.

Programmvorschau:

Freitag, 17. Oktober

Anreise bis 14:30 Uhr Schloss Goldrain, 39021 Latsch, Schlosstraße 33

15:00 Uhr Begrüßungsstunde im Seminarraum; dann kleine Wanderung mit kulturgeschichtlicher Einführung: Johannes Ortner
Klima – Morphologie – Venostes/Vinschgau – Sprachengeschichte mit Beispielen (Ortsnamen)

17:30 Uhr Vortrag: Pfroulschtaud und Tschuferniggele – Mundartliche Pflanzennamen im Vinschgau von Johannes Ortner

18:30 Uhr Abendessen im Hotel

20:00 Uhr Öffentliche, kostenfreie Lesung von ca. 25 IDI-Mundartautorinnen und -autoren quer durchs Lyrikblumenbeet.

Samstag, 18. Oktober

ab 07:30 Uhr Frühstück im Hotel

09:00 Uhr Werkstatt-Gespräche in Kleingruppen zu mitgebrachten Texten (nicht verpflichtendes) Thema: pflanzen-Pflanzen

12:30 Uhr Mittagessen im Hotel

15:00 Uhr Ausflug zur Stiftsbibliothek des Klosters Marienberg im Obervinschgau



18:30 Uhr Abendessen im Hotel

20:00 Uhr Mundart: Lyrik, Poetry- Slam, Prosa, mit Wolfgang Sebastian Baur, Toblach; Rut Bernardi, Klausen; Toni Bernhart, Prad ; Lene Morgenstern, Salurn, Ernst Thoma– Kårnrliadr

Sonntag, 19.Oktober

07:30 Uhr Frühstück

09:00 Uhr **Generalversammlung des IDI mit der Tagesordnung:**

1. Begrüßung
2. Rückblick des Präsidenten
3. Kassenbericht
4. Kassenprüfbericht
5. Entlastung des Vorstandes
6. Neuwahlen des Gesamtvorstandes
7. Ausblick auf das kommende Jahr
8. Öffentlichkeitsarbeit, website, IDI-Info
9. Allfälliges

Für die Arbeit im Vorstand werden BeisitzerInnen gesucht.

Anmeldung zur IDI-Tagung im Vinschgau vom 17. bis 19.10. 2025

☐

IDI-Mitglied

☐

Interessent (nicht IDI-Mitglied)

Vorname, Name:

Straße, Hs.-Nr.:

PLZ, Ort:

Anreise am: voraussichtliche Uhrzeit:

Abreise am:

Teilnahme an der öffentlichen Lesung

☐

ist erwünscht

☐

ist nicht erwünscht

Aktuelle E-Mail Adresse:

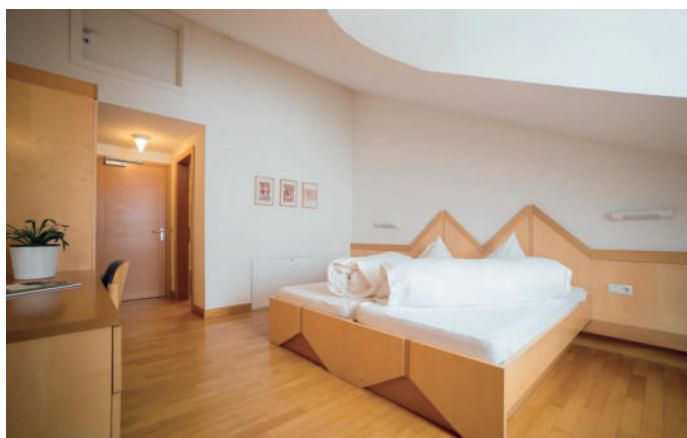
An diese Mail geht bis 15.8.25
die Anmeldebestätigung

Anmeldung bis spätestens 1.7.2025. Bitte einscannen und per E-Mail-Anhang an idi.dialekt@gmail.com schicken.
Bei der Anmeldung per Post bitte aktuelle E-Mail-Adresse angeben wegen Rückmeldung!

11:00 Uhr Podiumsdiskussion: Sprachenvielfalt in Südtirol
(Deutsch-Italienisch-Ladinisch; Diglossie),
Moderation: Johannes Ortner. Mit Angelika Pedron, Günther
Pallaver, Franz Lanthaler, Rut Bernardi

12:30 Uhr Gelegenheit zum Mittagessen; anschließend die Abreise

Anmeldungen bitte bis spätestens 01.07.2025. Die Zimmer werden nach Eingang der Anmeldungen vergeben. Einzelzimmer sind begrenzt vorhanden und aufpreispflichtig.



Schloss Goldrain



Schloss Goldrain

IDI – Internationales Dialektinstitut
Herrn Gerd Allmayer
Zirmkogelstraße 6
5722 Niedernsill
ÖSTERREICH

Inhalt

Tagungsort Schloss Goldrain	1
Tagungsprogramm und Anmeldung	2
Vorwort Präsident Markus Manfred Jung	5
Startvorteil Dialekt	6
Online Schreibwerkstatt	13
Neue Pfälzische Mundart-Stiftung	14
Lyrik im Advent	15
Mundart-Messe DIALECTA 2026	16
„Innen aber lebt noch der Traum“	17
35. Schopfheimer Literaturwerkstatt	18
IDI-Vorstandssitzung 12. März 2025	19
Buchvorstellungen	20
Wege zum eigenen Buch	23
Bild zum Tagungsthema 2025	24

Guete Morge mitnander,

i grüeß euch guet ufglegt an däm schöne Oschter-Mäntig-Morge, in de Hoffnig, dass au in de Weltpolitik uf e Karfrittig wider e Oschtere cha choo.

Wir schauen zuversichtlich ins kommende hellere Halbjahr und freuen uns auf die Tagung in Goldrain im Südtirol. Es empfiehlt sich, umgehend die Anmeldung zu verschicken, da die Übernachtungsgelegenheiten vor Ort beschränkt sind. Ein sprachlich-blumiges Programm erwartet uns. In der Generalversammlung am Sonntag, mit Rück- und Ausblick, wollen wir wieder um Mitarbeit werben, beim Mitgestalten des IDI als Beisitzerin und Mithelfer und prinzipiell als Mitschreibende bei der IDI-Info.

Momentan suchen wir jemanden, der im Grenzgebiet Österreich-Deutschland wohnt, der die portogünstige Verschickung der IDI-Info dieseits und jenseits der Grenze übernehmen könnte.

Diese, von Gerd Allmayer wieder vortrefflich gestaltete, IDI-Nummer 119 enthält mit dem fundierten Essay „Startvorteil Dialekt“ von Wendelinus Wurth beste Argumentationshilfe gegen das leider immer noch grassierende ewiggestrigte Verständnis von Eltern, man müsse mit den Kindern Standard sprechen, damit sie es einmal besser hätten. Man könnte dabei schon fragen, besser als wer und inwiefern.

Berichte von beispielgebenden Werkstätten und Mundartprojekten sowie Vorstellungen von Publikationen unserer Mitglieder vervollständigen die Nummer. Leider bleibt die Rubrik „Spitze Feder“ diesmal leer. Wir ermuntern euch, Beiträge dazu zu schicken. Ausgewiesene Mundartspezialisten, die in ihrer Region Gedichte oder Kurzprosatexte kritisch beleuchten könnten, sind ebenfalls gesucht.

Auf ein frohes Wiedersehen -

Machet s guet, eue Präsident
Markus Manfred Jung

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

Impressum

Redaktion: IDI-Vorstand

Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer

Bilder: Beitragsverfasser, Manfred Kern
Gerd Allmayer

Druck: Internet-Druckerei



Startvorteil Dialekt

Ein Gespenst geht immer noch um – vor allem in Deutschland. Der Urheber ist Basil Bernstein, ein britischer Soziologe, der nach einer Untersuchung bei britischen Befragten in den 50er Jahren herausgefunden zu haben meint, dass die Unterschicht im Gegensatz zur Oberschicht in einem restringierten, also begrenzten Code spreche, der Oberschicht damit also sprachlich unterlegen sei. Auf Deutschland übertragen argumentierten und argumentieren viele Leute, dass Dialektsprecher eben solche Leute seien, die sich in der Standardsprache nicht recht ausdrücken können. Immer noch glauben auch viele Eltern, sie tun ihren Kindern etwas Gutes, wenn sie mit ihnen nur – mehr oder weniger gut – Standarddeutsch sprechen und ihnen den Dialekt abgewöhnen wollen.

Was ist nun dran an Bernsteins Behauptungen? Nicht viel. Denn schon in der Antike, in Griechenland, spielten die Komödiendichter die gemeinen Leute gegen die Adligen gegeneinander aus. Sobald die gemeinen Leute sich in der vermeintlich höheren Sprache auszudrücken wagten, machten sie, weil diese Sprache für sie ungewohnt war, Fehler über Fehler, und das Publikum lachte über die Malapropismen, die falsch verwendeten Wörter. Später tat das auch William Shakespeare, wenn er etwa in *The Midsummernight's Dream* die Handwerker, die ein Theaterstück aufführen, lächerlich macht. Und so geht das immer weiter, bis zum heutigen Tag, in denen das Ausspielen der beiden Sprachen Standarddeutsch und Mundart gegeneinander zur Quelle für Komik im Fernsehen und Rundfunk und in den Fastnachtsreden wird. Dabei ist es nur ein Mittel des Theaters, mittels der Sprache solche Klassenunterschiede darzustellen, die nicht notwendig die tatsächlichen Verhältnisse spiegeln. Aber was ist dran, an diesem Unterschied zwischen Standardsprache und einer Sprache, die eben kein allgemein gültiger Standard ist? Auch nicht sehr viel. Denn, wie man Bernstein bald vorgeworfen hat, sein Schluss, dass mit der begrenzten Sprache auch das Denken begrenzt sei, lässt sich bei genauerem Hinsehen nicht halten. Denn es ist doch so: Nicht immer erweist sich ein sich der Standardsprache Bemächtigender als der klügere Denker. Oft kommen eben

nur Plattitüden heraus und man muss nur manchen Politikern, sowohl männlich als auch weiblich, zuhören, um zu bemerken, dass, was standardsprachlich golden glänzt – eben nur Katzensgold ist. Dagegen gibt es Mundartsprecher, die sehr wohl etwas zu sagen haben und das in ihrer Sprache auch adäquat tun. Es kommt eben nicht auf die Sprache an, ob etwas Gescheites gesagt wird, sondern auf das, was vorher in den grauen Zellen der Hirnwindungen entstanden ist. Denn die Sprache ist nur das Ausdrucksmittel, das Medium, mit dem Inhalte vermittelt werden. Genauso wie man in der Standardsprache Unsinn reden kann, kann man das auch in der Mundart. Der entscheidende Faktor ist das Gehirn. Bei einem normalen Menschen ist es so, dass das Gehirn jeden Augenblick lernt, neue Sinneseindrücke mit altem, schon gelerntem Wissen abgleicht und damit ständig in Bewegung ist.

Wir wissen über das Gehirn noch immer recht wenig, denn man kann halt nicht sich selbst zuschauen, wie man denkt. Und selbst wenn man anderen dabei zuschauen will, etwa mittels der Magnetresonanztomographie, bleibt das auf einer sehr groben Ebene. Was vom Reiz der Sinne bis nach der Verarbeitung im Gehirn tatsächlich geschieht, ist nach wie vor ein Rätsel.

Was man aber beobachten kann, ist, was daraus wird, wenn man einen Reiz aufgenommen und ans Hirn weitertransportiert hat. Das Neue wird in Sekundenschnelle mit all dem verglichen, was man schon kennt. Dann entscheidet das Gehirn, ob das Neue gefährlich ist, was eine Reaktion auslöst. Oder ob es etwas schon Bekanntes ist, worauf das Hirn schaut, ob sich ein Unterschied zum Abgespeicherten ergibt, worauf dann das Alte geändert, also gelernt wird. Oder der Reiz stellt sich als kalter Kaffee heraus, worauf das Gehirn das Neue verwirft und sich schon gierig auf den nächsten Reiz stürzt. Das ist der *Wunderfritz* in uns, der immer wieder gefüttert werden will.

Freilich kann das mit den Reizen auch zu viel werden. Dann wünscht man sich eher Ruhe, und dass man sich auf das Bekannte, Gewohnte, Ungefährliche zurückfallen lassen kann. Das geschieht uns immer öfter, weil wir mittlerweile unter *information overload*, also Informationsüberlastung, leiden; wobei die meisten der so-





genannten Informationen nichts anderes sind als aufmerksamkeitsheischende Schnipsel, um unser Werbung oder *Influencer*, also *Ufchwätzer*, wieder etwas anzudrehen, was wir weder brauchen noch wollen.

Das kennen Kleinkinder nicht. Bei ihnen herrscht weitgehend noch *tabula rasa*, das heißt, das Gehirn muss erst anfangen zu arbeiten, also zu lernen, auch das Lernen zu lernen, weil es noch keine Erinnerungen hat. Wilhelm von Humboldt beschreibt das vor fast 200 Jahren so:

„Das Sprechlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnis, und [51] Wiedernachhallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte tut mehr, als bloß sich mitzuteilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtnis hinüberzuziehen, immer weniger davon als bloßen Klang vorüberauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigendem Verhältnis, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Daß bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, daß, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloß durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulierte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, an-

zuregen? [Reclam: Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*, pp 50-51]“

Das Gehirn verfügt über etwa 86 Milliarden Neuronen (Nervenzellen), die untereinander über Synapsen (Schnitt- und Verbindungsstellen) verknüpft werden können. Das Kleinkind lernt schnell, saugt alles auf wie ein Schwamm. Aus den Erfahrungen und Sinneseindrücken stellt das Gehirn Verbindungen zwischen den Nervenzellen her und verknüpft sie miteinander. Die Forschung nennt das Neuroplastizität. Zuerst nicht über optische Reize, sondern eher über akustische und taktile. Wie das geht, kennt jeder, der mit einem kleinen Kind in eine neue Umgebung kommt. Ist das Neue zu bedrohlich, fremdelt das Kind, es wendet sich ab und weint womöglich. Es gibt aber auch die gegenteilige Reaktion, Kinder, die allem Neuen erst einmal mit offenen Sinnen begegnen: *Hopsandlit* sagte meine Mutter solchen Kindern, die sich auf alles werfen, was ihnen begegnet.

Bald fängt das Kind dann an, Laute nachzuahmen oder sie auch ohne Absicht einfach nur zu üben, wie etwa beim *Babysitterboogie* – wie man hört wohl auch rein aus Spaß am Spiel. Dann lernt es *Mama* zu sagen und *Papa*. Da das Kind noch keine Sprach- oder gar Grammatikregeln kennt, kommen Fehler vor, wenn etwa das Kind noch nicht genau weiß, wer die Mama und wer der Papa ist, und so kommt dann manchmal sogar *Mapa* heraus. Aber das wird von den Eltern und danach vom Kindergehirn korrigiert und selbst wenn man das Kind provoziert, wird es nicht noch einmal diesen Fehler machen.

Das Faszinierende an Kindern ist, mit welcher atemberaubenden Geschwindigkeit sie lernen. Was später Erwachsene nur mühsam im Gedächtnis verankern können, machen Kinder quasi im Vorbeigehen – was immer die einfachste Art des Lernens ist: im Vorbeigehen etwas aufschnappen, quasi ein mitlaufendes Handy, das alles aufzeichnet. Es spielt keine Rolle, ob Mutter und Vater verschiedene Sprachen oder Dialekte sprechen. Das Kindergehirn nimmt einfach auf, sortiert und erinnert. Der sagt so, die sagt so zu etwas, obwohl es das Gleiche ist.

Kinder mit Eltern, die aus unterschiedlichen Dialektgebieten kommen lernen auf diese Art gleich zwei Sprachen, nämlich die der Mutter und die des Vaters. Auf der Gasse oder im Kindergarten





kommt dann die lokal übliche Sprache hinzu. Solche Kinder tun sich leicht mit dem Sprachenlernen, weil das Gehirn automatisch sortiert und vergleicht. Dazu gehört auch die Standardsprache, die Kinder beim Kinderfernsehen oder Märchencassetten viel früher kennenlernen als noch vor 40 oder 50 Jahren. Und weil die Kinder schon im Entwicklungsstadium des Gehirns lernen, bleibt diese Fähigkeit ein Leben lang erhalten. Es kommt also darauf an, die Kinder nicht auf eine einzige Sprache zu beschränken, weil man glaubt, sie seien sonst überfordert. Das Gehirn weiß selbst am besten, was und wie am besten gelernt wird und das Kind(er)gehirn hat noch viel mehr Raum als das eines Erwachsenen. Man möchte es so ausdrücken: Packt alles ins Gehirn, was reingeht, man wird es (so schnell) nicht vollkriegen.

Mit diesem Viel-Lernen von Sprachen stellt sich mit der Zeit, mit entsprechender Förderung, nicht nur das eher intuitive Sprachgefühl, sondern auch ein Sprachbewusstsein ein, das beim weiteren Sprachenlernen hilft und seinerseits das Sprachbewusstsein erweitert.

Diese Einschätzung teile ich mit vielen Kolleginnen und Kollegen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Umso bemerkenswerter, dass es in der Forschung kaum Ergebnisse zu diesem Thema gibt. Rafael Berthele von der Universität Fribourg in der Schweiz ist einer der wenigen, der sich diesem Thema gewidmet hat.

Was meint nun die Wissenschaft dazu? Nicht alle sind sich einig darin, dass ein Dialekt eine eigenständige Sprache ist, mit eigenem Vokabular und – was ihnen am wichtigsten scheint – eigener Grammatik. Die meisten aber sind mittlerweile wie Berthele, davon überzeugt, dass der Dialekt eine eigene Sprache ist: „Die Abgrenzung von Sprachen, aber auch von Sprachen und Dialekten ist natürlich eine soziale Konstruktion, die viel mit politischer Geschichte und nicht immer viel mit linguistischen Unterschieden zu tun hat (Berthele: *Der Einfluss sprachlicher Ähnlichkeit auf mehrsprachiges Sprachenlernen*, S 151).“

Damit wird das Lernen der Standardsprache – für Dialektsprecher der Normalfall – schon zum Erwerb einer Zweitsprache. Und in einer Zeit, in der die Mobilität, vor allem im Beruf, immer größere Ausmaße annimmt, sollte man nicht nur die Standardsprache neben seinem Dialekt beherr-

schen. Berthele schreibt dazu: „Mehrsprachigkeit mit mindestens 3 Sprachen ist das erklärte Ziel vieler nationaler und internationaler Bildungsinstitutionen und -organisationen (*European Commission* 1995), und in Regionen mit hoher Dialektvitalität (etwa im Südtirol oder in der deutschen Schweiz) wird der Dialekt bisweilen als Argument herangezogen, um die Anzahl der unterrichteten Fremdsprachen in der Primarschule zu reduzieren, (bzw nicht zu erhöhen), da die Kinder schon eine Fremdsprache – die Standardsprache – lernen müssen (Raphael Berthele: *Dialekt-Standard-Situationen als embryonale Mehrsprachigkeit*. 2008, S 89).“ Und das Argument, dass es Computerprogramme gibt, die das für einen erledigen können, sticht nicht, weil sie vor allem, was die nicht-westlichen Sprachen angeht, noch nicht zuverlässig genug sind. Und über ein Computerprogramm zu flirten – ich kann und vor allem mag ich mir das nicht vorstellen. Berthele meint, dass, wer zwei Sprachen beherrscht und spricht, die beiden Sprachen – ob bewusst oder unbewusst – immer wieder vergleicht, was diesen Personen Vorteile beim Lernen einer neuen Sprache verschafft. Er nennt das interlinguale Kompetenz. „Zu diesem interlingualen Erschließen [gehört nicht nur] ... eine gewisse Toleranz gegenüber kleinen Abweichungen (wie etwa in *hören-horen*), sondern auch das Entwickeln von Strategien, von prozeduralem Wissen, das es erlaubt, von einer Sprache zur anderen zu gelangen (91)“, so Berthele. Er ist überzeugt davon, „dass das Hin- und Herwechseln zwischen den Varietäten bei den Dialekt-StandardsprecherInnen die Sinne für solche interlingualen Korrespondenzen schärft, und dass dabei auch die Strategien, die Prozeduren auf- und ausgebaut werden, die das schnelle Identifizieren von äquivalenten Wörtern und Strukturen in unterschiedlichen aber verwandten Systemen erlauben.“ Heutzutage nennt man das Wechseln zwischen zwei Sprachen *switchen*. Besonders Kindern fällt das leicht, denn „[e]inerseits knüpfen Kinder an (aus dem Dialekt) bekannten Formen an, um unbekannte Formen zu erschließen, und andererseits sind sie – aus Lernerfahrung – nicht allzu pingelig mit Formen, die ihren ausdrucksseitigen Ausgangspunkten nur partiell entsprechen (91).“

Nach seinen Tests, die er mit Studenten gemacht



hat, kommt er zu dem Ergebnis, „dass die Vorteile des interlingualen Transfers trotz der Gefahr von Fehlidentifikationen überwiegen“, denn „[p]hilologisch betrachtet machen ja geübte Dialekt-Standard-Zweisprachige bei ihren Sprachwechseln ein paar hundert Jahre Sprachgeschichte rückgängig, bzw. machen diese rückgängig, und zweigen in eine andere Richtung ab, die jeweils der Standard oder die Dialekte genommen haben (92).“ Die Dialekt-StandardsprecherInnen sind generell schneller beim Lösen der sprachlichen Aufgaben als reine Standardsprecher. Auch beim Verstehen der Fremdsprache haben sie Vorteile. „DialektsprecherInnen [sind] spontaner und schneller der Mehrwert von bereits gesammelten Fremdsprachenerfahrungen wurde und wird auch immer wieder in der Literatur hervorgehoben“, (99) so Berthele. „Dialektnahe Personen erschließen tendenziell etwas mehr unbekannte Wörter, sie tun dies auch etwas spontaner, signifikant korrekter und sie verstehen einen Lesetext in der unbekannten Fremdsprache Niederländisch signifikant besser als dialektferne SprecherInnen“ (100). „Mehrsprachige verfügen also über verschiedene kognitive Komponenten, die ihnen ganz bestimmte Vorteile verschaffen beim Lernen und Verarbeiten von neuen oder im Ausbau begriffenen Sprache(n). Sie verfügen namentlich über höheres mehrsprachliches Bewusstsein und über mehr sprachspezifische Kontrolle“ (103). Bertheles Fazit: „... es [geht] hier nicht um eine einseitige und sprachsoziologisch naive Glorifizierung des Dialekts sondern, – wenn überhaupt – um ein Loblied auf die Pflege und den Ausbau von sowohl von Dialekt- als auch Standardkompetenzen. ... Dialekt-Standardsituationen sind a priori kein Grund zur späteren oder vorsichtigeren Einführung von Fremdsprachenunterricht, sie sind auch kein Argument gegen den Ausbau desselben, sondern ganz im Gegenteil ein Grund, einen intelligenten, integrierten, das Potenzial der interlingualen Korrespondenzen ausnutzenden Fremdsprachenunterricht zu fördern. ... Mehrsprachige haben in ihren jeweiligen Sprachen naturgegeben und zwangsläufig vergleichsweise kleinere sprachliche Lexika, sie haben mehr oder weniger starke Akzente, denn ihre Sprachen lassen sich ganz grundsätzlich gegenseitig nicht in Ruhe: Es wird also interfe-

riert und transferiert, und alle möglichen Strukturbereiche zeigen Einflüsse der gelebten Mehrsprachigkeit“ (105).

In einem Aufsatz (Berthele: *Der Einfluss sprachlicher Ähnlichkeit auf mehrsprachiges Sprachenlernen*) aus dem vergangenen Jahr bestätigt Berthele diese Ergebnisse und fügt folgende weitere Beobachtungen hinzu: *Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren* schreibt zum Beispiel, dass „[der] vergleichsweise schnellere Lernfortschritt in der zweiten Fremdsprache durch die in der ersten Fremdsprache aufgebauten Kompetenzen begründet [ist], von der die zweite Fremdsprache profitiert (EDK 2011, S 6 = Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, S 142). „Auch hier hat sich gezeigt, dass Dialektkompetenzen (egal ob schweizerisch-alemannische oder deutschländische Dialekte) entscheidend mithelfen beim Erschliessen [von Dänischen oder Niederländischen Wörtern oder Texten]“ (144). Außerdem, „höre ich [Fußnote 148] von KollegInnen aus der Mediävistik (Englisch, Deutsch) [...] seit vielen Jahren, dass dialektophone deutschsprachige Studierende im Vergleich zu Nicht-DialektsprecherInnen weniger Mühe haben mit dem Zugang zu Originaltexten auf Mittelhochdeutsch und Middle English.“ Und Berthele schließt seine Überlegungen mit: „Es wäre schön, wenn Sprachen und Dialekte nicht miteinander in Konkurrenz stehen würden, wie dies gewisse ‚Explosionstheorien‘ der Mehrsprachigkeitsforschung annehmen Sprachliche Variabilität und Mehrsprachigkeit sind schlicht und einfach Teil unserer Realität (152).“

Aus der Mehrsprachigkeit ergeben sich zahlreiche Chancen (https://de.wikipedia.org/wiki/Mehrsprachigkeit#Arten_des_Zweitspracherwerbs). Anhand von Studien lässt sich belegen, dass Mehrsprachige gegenüber Einsprachigen größere kommunikative Kompetenzen haben. Sie beherrschen das *Code switching*, wissen, wann sie mit wem in welcher Sprache und auf welchem Niveau sprechen sollten. Sie sind aufmerksamer, weil die Trennung der Sprachen dies erfordert. Sie bauen auch schneller ein Bewusstsein für die jeweilige[n] Sprache[n] aus und machen sich mehr Gedanken über die Sprache selbst, ihre Möglichkeiten und Grenzen, was auch dazu führt, dass sie schneller lesen als ein-





sprachige Kinder [Claudia Maria Riehl: *Mehrsprachigkeit: Eine Einführung*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2014, S. 56–57.]. Auch scheint das flüssige Beherrschen von mehreren Sprachen die Kreativität zu fördern [Riehl, S. 59–61]. Nicht zu unterschätzen ist darüber hinaus das Wissen über die anderen Kulturen, die die Mehrsprachigkeit mit sich bringt. Nicht nur der sprachliche, auch der kulturelle Horizont erweitert sich [H. Roth: *Mehrsprachigkeit als Ressource und als Bildungsziel*. In: Ludger Reiberg (Hrsg.) *Mehrsprachigkeit macht Schule*. Gilles & Francke Verlag, Duisburg 2006, S. 11–14], was auch für den beruflichen Bereich von Bedeutung ist, vor allem, wenn man bedenkt, dass immer mehr Unternehmen weltweit operieren. Sie können von mehrsprachigen Mitarbeitern, die zwischen den Kulturen vermitteln können, profitieren [Riehl, S. 18–19].

Spread the news, sagen die Amerikaner, wir Alemannen würden sagen *gen s witer*, vielleicht auch *spreite s*, obwohl das den gleichen Ursprung hat, aber fast nur für das *Spreiten* von Mist verwendet wird.

Was kann man nun tun, um seinen Kindern möglichst produktive Impulse zu schaffen? Zum einen ist es gut, die Kinder mit möglichst allen Sprachen, die man kennt, zu konfrontieren. Auch hier gilt das lateinische Sprichwort *variatio delectat*, also Abwechslung macht Freude, schon weil wir ja nach Neuem gieren – und Kinder ganz besonders. Die Kinder auf Standarddeutsch zu beschränken, schränkt sie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten ein, vor allem in dem Zeitraum zwischen zwei und drei Jahren, in dem so viel möglich ist, was später nicht mehr (so einfach) geht. Diese Kinder haben gegenüber anderen, die mehr als eine Sprache kennen, einen Nachteil.

Kinder, die früh mit mehreren Sprachen in Berührung kommen, tun sich später leicht mit allen weiteren Sprachen. Vorlesen (auch in Fremdsprachen) und damit den Anreiz geben zum Selberlesen ist auch wichtig für die *literacy*, die Alphabetisierung. Je früher man Kinder zum Lesen anleitet, desto besser, so erzieht man Bücherwürmer und verschafft den Kindern Vorteile mittels Denkanreizen. Das ist besonders wichtig, da, wenn man Studien glauben darf, Schülerinnen und Schülern das Lesen immer schwerer

fällt und manchen Zehnjährigen noch nicht einmal ein Buch besitzen.

Leseanreize vermittelt zum Beispiel die edition Tintenfass, die sich auf Mundart spezialisiert hat. Zum Beispiel den *kleinen Prinzen* in zig Dialektvariationen. Oder die *Häschenschule* oder *Max und Moritz* oder den *Struwwelpeter* und so weiter und so fort. Wenn die Kinder schon älter sind, kann man ihnen auch den alemannischen *Huckelberry Finn* in die Hände legen. Oder die Hebelschen oder andere Gedichte.

Andere naheliegende Dinge sind etwa die Kinder nach Frankreich (grade vor der Haustür) mitzunehmen, um ihnen den anderen Klang der Sprache ohrenfällig zu machen. In Deutschland sagt man dazu Sprachbad. Mir ist ein totales Eintauchen, *total immersion*, begrifflich lieber. Oder im Urlaub die Kinder einfach mal machen lassen. Es ist erstaunlich, wie unbefangene Kinder einander begegnen und ohne Manschetten miteinander kommunizieren – viel schneller als alle Erwachsenen. Während die Erwachsenen noch dabei sind, zu überlegen, wie und ob sie mit anderen Urlaubern reden sollen, haben die Kinder sich in ihrer Unbekümmertheit schon längst gefunden. Das setzt natürlich voraus, dass man sich im Urlaub nicht in Ghettos oder Blasen gleich Sprechender begibt.

Schüleraustausch ist auch eine feine Sache: Je früher, desto besser. Mit 16, wie ich es tat, war es fast schon zu spät, weil das Gehirn nach der Pubertät mit zunehmendem Alter weniger flexibel reagiert. Und mittlerweile hat fast jede größere Schule einen eigenen Austausch, womöglich mit der Partnerstadt. Und je länger der Aufenthalt, je besser. Meist dauern Schüleraustausche nur zwei Wochen. Das ist besser als gar nichts (vor allem, wenn man es zwei, drei Jahre lang kontinuierlich macht), aber die großen Ferien sind besser und ein ganzes Jahr kann einen zum fast *native Speaker* machen ...

Au pair ist auch eine feine Sache, aber wie schon gesagt, je früher desto besser. Auch *work and travel* ist nicht zu verachten, aber auch da muss man ein gewisses Alter erreicht haben.

Radioprogramme sind eine gute Quelle, wenngleich sie eben nur die Empfängerseite bedienen. Das Gleiche gilt für Filme. Warum nicht den Film, den man sowieso kennt, einmal in der Originalsprache ansehen? Und das Internet macht



ja so viel möglich. Es kommt auf das Sprachgefühl an, das sich einstellt, wenn man der Sprache nachhört, sich mit ihr beschäftigt und sie nicht nur als Mittel zum Zweck betrachtet. Das führt zum Sprachbewusstsein, der Einstellung, dass man sich bewusst ist, dass Sprache nicht nur mit und von den Sprechern lebt, sondern sich auch entwickelt.

Während die Standardsprache mit Regeln streng reglementiert ist, siehe Duden, fehlt der Mundart dieses Korsett. Zwar merkt auch ein Mundartsprecher genau, ob sein Gegenüber (den ungeschriebenen Sprachgesetzen gemäß) konform spricht, aber da die Mundart keine kodifizierten Regeln kennt, lässt sie sich viel leichter verändern.

Die Mundart ist deshalb viel produktiver als die Standardsprache, verändert sich viel leichter und schneller.

Die einfachste Veränderung aller Sprachen ist die Tendenz zu vereinfachen. Bestes Beispiel dafür ist das Englische. Dort gibt es im konjugierten Verb des Präsens nur noch zwei Formen, von denen die eine auch noch mit dem Infinitiv identisch ist. In den anderen Zeiten gibt es gar nur noch eine Form. Das macht das Erlernen des Englischen sehr einfach. Der große Vorteil der englischen Sprache – und ihr Nachteil – kommen hier zum Tragen: Die Bedeutungslast liegt im Englischen nicht auf dem Substantiv, sondern auf dem Verb. Was einen Schüler zur Verzweiflung treiben kann, ist etwa die Bedeutungsvielfalt des simplen Verbs *to do*: Das einfache Wörtchen *tun* hat eine Bedeutungsvielfalt entwickelt, die vom einfachen etwas tun, *to do something*, bis zu *to do someone in*, jemanden um die Ecke bringen, reicht. *To do* ist praktisch mit jeder Präposition kombinierbar und jedes Mal bedeutet es etwas anderes. Böse Zungen behaupten, mit den Verben *to do*, *to get*, *to make*, *to put* und *to take* könne man praktisch alle Tätigkeiten ausdrücken, vorausgesetzt, man weiß das Verb mit der richtigen Präposition zu verbinden.

Ähnlichen Phänomenen begegnet man in der Mundart. In meiner – die Vereinfachungen sind in unterschiedlichen Mundarten unterschiedlich weit gediehen – gibt es für den Plural nur noch eine gemeinsame Verbform: Es heißt *mir gen*, *ihr gen*, *si gen* (*gen = gehen oder geben!*). In den

Zeiten der Vergangenheit sieht es so aus, dass das Präteritum zugunsten des Perfekts (außer Formen von *sein*) kaum gebraucht wird. Das Plusquamperfekt kommt so gut wie gar nicht vor, auch wenn wir Mundartsprecher es produzieren können, wenn wir müssen. Daraus resultierende Nachteile kann man beim Gesprochenen nicht erkennen. In unserem Dialekt noch nicht, aber im saarländischen und hessischen, schwinden auch die Endungen des Partizips: *ich han gesprochen* sagt etwa einer meiner Kollegen, wenn er in seinen hunsrückischen Dialekt verfällt.

Auch in die Sprachökonomie fällt die Tatsache, dass im Englischen die Kasus weitgehend endungslos gebildet werden. Die einzige Ausnahme ist der sächsische Genitiv, alle anderen Kasus nutzen Präpositionen. Was die Kasus angeht, so sind Nominativ und Akkusativ in meiner Mundart fast durchgehend identisch, kommen also mit einer Form aus. Der Satz *S Kind bisst d Schlang* ist nicht eindeutig (wie auch in der Standardsprache nicht, in der identische Formen von Nominativ und Akkusativ auch [aber nicht so häufig] vorkommen). Der Genitiv wird meist umgangen, indem man den Dativ benützt. Was Bastian Sick mit seinem Buchtitel *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* humorvoll auf die Schippe nimmt, ist in der Mundart Standard. So bleiben also noch zwei Kasus übrig, der Nominativ und der Dativ, also setzt sich auch hier eine Vereinfachung durch, die offenbar keine Defizite schafft. Die einzelnen Fälle werden mit Präpositionen konstruiert, die Substantive nicht mehr dekliniert, die Endungen fallen weg, wie im Englischen auch.

Eine weitere Form, die sich in der Mundart schon seit längerem beobachten lässt und die sich auch schon in Zeitungen wie der (auch sprachlich) konservativen *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* finden, ist ein Äquivalent zur englischen Verlaufsform. Die ist zwar eine Form des Verbs (auf dem sie beruht), sie hat aber Substantivcharakter. *I am working* hat in meiner Mundart die Entsprechung *I bin am Schaffe*. Hier hat die gesprochene Sprache etwas Neues geschaffen, was anscheinend in der Alltagssprache gebraucht wird.

Über das Phänomen Konjunktiv möchte ich nicht weiter eingehen, obwohl es hoch interessant ist. Nur so viel: Zum einen kennt (etwa) die alemannische Mundart viel mehr Konjunktivformen als



die Standardsprache, zum anderen greift aber auch hier die Tendenz zur Vereinfachung. Statt sich mit vielen Formen abzumühen, setzt sich eine Standardform durch: *I tät gern meh mache*. Auf diese Art und Weise lässt sich mit der einzigen Konjunktivform *tät* und dem Verb im Infinitiv (hier *mache*) alles Mögliche ausdrücken, was der standarddeutschen Tendenz entspricht, den Konjunktiv, wenn überhaupt mit *würde* zu bilden; eine Form, kombiniert mit den entsprechenden Infinitiven, reicht für alle.

Die Grammatik ist jedoch nicht das einzige Feld, auf dem die Mundart der Standardsprache gegenüber Vorteile hat. Oft kennt die Mundart Wörter, die so in der Standardsprache nicht (mehr) zum Repertoire gehören – eine Bereicherung also. Englischlernern kann man etwa den Unterschied zwischen *to look* und *to see* anschaulich machen, wenn man auf die Mundartwörter *luege* und *sehne* zurückgreift. Gleiches gilt für *to listen* mit der dialektalen Entsprechung *lose* (i-Umlaut) und *to hear* nämlich *heere*. Auch Mundartentsprechungen im Wortschatz lassen sich vielfältig fruchtbar machen: *to delve* hat in der Mundart den Ausdruck *dälwe*, die englischen Hosenträger, *rafters*, heißen in meinem Dialekt *Räfter* und so weiter.

Was können wir also tun? *Allewil wunderfitzig bliiwe ... wunderfitzig*, was als Dialektwort ja nur im Alemannischen und Schwäbischen existiert ... *wunderfitzig*, was ja weit mehr als nur neugierig ist, sondern bildlich macht, dass uns das Wundern fitzt oder die Wunder fitzen, also antreiben ... was man sogar bei den Brüdern Grimm in ihrem *Deutschen Wörterbuch* nachlesen kann.

Dass Mundart den Wortschatz eines Menschen erweitert, haben vor allem Dichter und Schriftsteller bemerkt. Schriftsteller anderer Sprachen haben damit weit weniger Schwierigkeiten als deutsche, bei denen nur allzu oft (auch noch unter Deutschlehrern) gilt, dass eben nur „schön“ schreibt und spricht, wer das Standarddeutsche beherrscht.

Ein Blick auf die Nobelpreisträger der vergangenen drei Jahrzehnte zeigt die Tendenz in der Weltliteratur (und das Defizit in der deutschen) auf. Sowohl Derek Walcott (Nobelpreis 1992) als auch Seamus Heaney (Nobelpreis 1995) bereichern ihre dichterische Sprache mit Anleihen aus dem Dialekt. Vielleicht steht der Italiener

Dario Fo (Nobelpreis 1997), der seine volkstümlichen Stücke im lombardischen Dialekt schreibt und inszeniert, repräsentativ für den Gebrauch von Mundart. Er sagt zum Beispiel: *Der Dialekt ist die einzige Rettung für die italienische Sprache. Er kann zur Belebung einer Sprache beitragen, die wegen der Vereinheitlichung des Fernsehens steril geworden ist*. Ähnlich äußert sich der Neapolitaner Luciano De Crescenzo: *Der Dialekt führte ein vitales und unabhängiges Leben, bis er durch das Fernsehen verdrängt wurde. Das Fernsehen versucht, den Dialekt auszumerzen, es wird ihm aber niemals gelingen* (In: *Der Standard* vom 24. Jänner 2005, <https://www.derstandard.at/story/1921407/italien-dialekt-wird-zum-unterrichtsfach>).

Damit ist noch nichts gesagt über die lautlichen Möglichkeiten, die sich mit dem Gebrauch von Mundart ergeben. Mit der Standardsprache musste man notgedrungen eine Reduzierung im Lautbestand vornehmen, um erst einen Standard zu entwickeln. Dass es dennoch immer noch große regionale Unterschiede auch in der Aussprache der Standardsprache gibt, hört man an den Schweizern und Österreichern, die man an ihrer Melodie und regionalen Färbung der deutschen Sprache leicht erkennt.

Im angelsächsischen Raum ist der Gebrauch von Mundarten in der Literatur längst Standard. Schon im 19. Jahrhundert lässt Charles Dickens seine Protagonisten meist so sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, eben im Dialekt. Und der für die Weltliteratur vielleicht folgenreichste Autor war Dickens' Zeitgenosse, der Amerikaner Mark Twain, der einen ganzen Roman in Mundart erzählen lässt, und zwar vom vierzehnjährigen *Huckleberry Finn*, der als Sohn des Trunkenbolds kaum je Standardsprache zu Gehör bekommen hat und spricht, wie es ihn die Straße gelehrt hat: mit allen Defiziten oder Vorzügen, je nach Perspektive. Nicht umsonst berufen sich etliche Nobelpreisträger (nicht nur englischsprachige) auf die sprachliche Errungenschaft dieses Buches.

Wie drückte sich Mark Twain so schön aus? Auch wenn er es explizit auf das Denken gemünzt haben wollte, so gilt es doch auch für das Sprechen und Schreiben: *It were not best that we should all think alike; it is difference of opinion that makes horse-races*. Es wäre nicht zu unserem Besten,

wenn wir alle gleich dächten; es sind die unterschiedlichen Ansichten, die Pferderennen möglich machen.

Schließen möchte ich mit dem Nobelpreisträger George Bernard Shaw: *No man fully capable of his own language ever masters another*. Kein Mensch, der seine eigene Sprache vollständig beherrscht, meistert jemals eine andere. Er meinte das natürlich ironisch, sprich: Kein Mensch, der seine eigene Sprache nicht vollständig beherrscht, meistert jemals eine andere.

Wendelinus Wurth

Bibliographie:

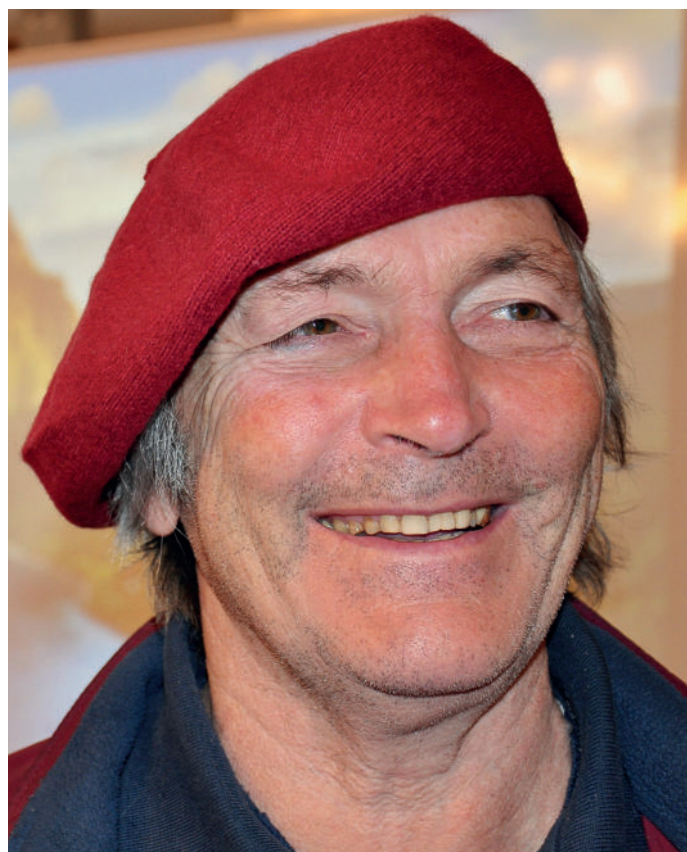
Raphael Berthele: *Der Einfluss sprachlicher Ähnlichkeit auf mehrsprachiges Sprachenlernen*

Raphael Berthele: *Dialekt-Standard-Situationen als embryonale Mehrsprachigkeit*

Claudia Maria Riehl: *Mehrsprachigkeit: Eine Einführung*

H. Roth: *Mehrsprachigkeit als Ressource und als Bildungsziel*.

Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*



Wendelinus Wurth

Onlein mitanand schreim

Oi Jaoh oamoi treffn se acht Fraun aus Soizbuag und Voralbeag in an virtuelln Raum. Oane davo is de Astrid Marte. Sie bring Schreibaufgabm und guade Ideen dahea, mit deanan sie de onn-an zan Schreim ostachet.

Heua hots gsagg, de Fraun södn Wetscha ban Woscht nehma. Zum Beispü zsommgsetzte Hauptwescha hi- und herdrah, bis a Geistesblitz aus an Amtsschimmö vielleicht den Satz „...i muass an Amt an Schimmö bringa...“ aussa-waxn lasst. De Fraun schreim und schreim und sand oiwei wieda üwarascht, wos da fire poetischn Texte aussakemman, wonn eah de Astrid wos oschafft.

s Schreim foit eah eh meistens leicht, vü leichter wie s Eichefindtn a den virtuelln Raum. Gao nit so söitn geht nämlich des Graffö nit, des wos Internet hoast. Da muss nacha wea van Soizbuaga Bildungswerk her oda wea va da Familie. Dia richtn an Hot-Schbot ei und scho gehts. Ab und zua steht a oane va de Fraun länga im Warteraum, bis endlich da Hostin auffoit, dass oane no nit da is. Da hüft nua schnöi „eintreten lassen“ und los geht de Onlein-Werkstatt!

Maya Rell

salzburger
bildungswerk
niedernsill

Online-Schreibwerkstatt

Wort, ich nehme dich beim Wort!



ab Freitag
4. April 2025
jeweils 18.30 Uhr

Online Zoom
zoom.us/j/5689211324

Freie Teilnahme

„Ein Wort beim Wort nehmen“ klingt lustig und spannend zugleich. In einer Online-Schreibwerkstatt wird uns **Astrid Marte** wieder Wörter entlocken, die wir garantiert zum Schreiben von Gedichten und Geschichten verwenden können.

Termine: FR 4. April • FR 11. April • MI 23. April

Gertlinde Allmayer Bildungswerkleiterin
Bgm. Günther Brennstetter Vorsitzender

salzburgerbildungswerk.at | 2025

Neue Pfälzische Mundart-Stiftung fördert Mundartprojekte

Mundart ist Heimat. Mundart hat Zukunft. Und dennoch ziehen sich Kommunen aufgrund knapper Kassen zunehmend aus der Finanzierung von mundartlichen Kulturveranstaltungen zurück. Um hier einen Ausgleich zu schaffen, haben Ute Zimmermann (Schifferstadt) und Dr. Michael Werner (Ober-Olm) Anfang 2025 die „Pfälzische Mundart-Stiftung“ gegründet. Die Stiftung ist Teil der „Stiftergemeinschaft der Sparkasse Vorderpfalz“ und startet mit einem Kapitalstock in Höhe von 25.000,00 €.

Gefördert werden können Projekte rund um die pfälzische Mundart bis hin zu Siedlungsmundarten in aller Welt, die auf Grundlage des Pfälzischen entstanden sind. Interessierte können jeweils bis zum 31. August eines Jahres ihre Projektskizze mit Budgetplanung einreichen. Über die Vergabe von Fördergeldern entscheidet der Stiftungsrat. Die Fördersumme wird im darauffolgenden Jahr ausgezahlt.

Die Stiftung will den großen kulturellen Schatz des Pfälzischen festigen und verweist dabei besonders auf die Kreativität und die Originalität der Mundart. Sie betont, dass sich die Dialekte gegenüber der Standardsprache zwar in Aussprache und Wortschatz unterscheiden, nicht jedoch in ihrer Wertigkeit. Der Schutz, die Pflege und das Ansehen der pfälzischen Mundarten und der Sprechenden liegen der Pfälzischen Mundart-Stiftung besonders am Herzen. Daher ist ein weiterer Stiftungszweck auch die Imagepflege. Hierzu gehört als Fernziel, die Aufnahme in das rheinland-pfälzische und dann in das bundesweite Verzeichnis zur Internationalen UNESCO-Liste „Immaterielles Kulturerbe“ zu erreichen. Ebenso möchte die Stiftung darauf hinwirken, dass in Politik und Medien Strukturen errichtet werden, die der Mundart dauerhaften Schutz und Akzeptanz gewähren.

Die neue Stiftung fühlt sich dem „Bockenheimer Manifest für Vielfalt und Toleranz“ des Förderkreises Mundart Bockenheim e.V. aus dem Jahr 2024 verpflichtet, dessen Zustandekommen die Stiftungsgründerin und der Stiftungsgründer als Mitglieder des Vereins mit initiiert hatten. Rund 180 Kulturschaffende aus der Pfalz und angrenzenden Regionen hatten sich hinter dem Text,

der sich für den Erhalt einer offenen und multi-kulturellen Gesellschaft einsetzt, versammelt.

Eine starke Stiftung benötigt Kapital. Deshalb werben die Stifter um Zustiftungen ebenso, wie um themenbezogene Spenden, die ebenfalls bereits mit überschaubaren Geldbeträgen möglich sind. Zuwendungen sind steuerlich absetzbar. Überweisungen gehen auf das folgende Konto: Stiftergemeinschaft der Sparkasse Vorderpfalz IBAN: DE85 5455 0010 0191 4629 93

Verwendungszweck: Pfälzische Mundart-Stiftung (immer angeben)

Weitere Informationen zur Stiftung und zur Förderung mundartlicher Projekte erhalten Sie hier:

Ute Zimmermann: ute.zimmermann2@gmx.de

Dr. Michael Werner: info@hiwwe-wie-driwwe.de

Schifferstadt/Ober-Olm, im März 2025

Unterstützen auch Sie die Pfälzische Mundart-Stiftung:



Ute Zimmermann und Michael Werner

Pfälzische
Mundart
STIFTUNG

Lyrik im Advent

Das Kreativkollektiv a.réa präsentierte einen besonderen Adventskalender in Mals – mit dabei waren Gedichte von Astrid Marte, Markus Manfred Jung und Nadia Rungger

Am 30. November 2024 wurde der Lyrik-Adventskalender des Kreativkollektivs a.réa im Kulturhaus Mals im Vinschgau präsentiert. Die Gedichte des Adventskalenders wurden durch eine Ausschreibung zum Thema „Licht“ ermittelt. Die Jury des internationalen Lyrik-Wettbewerbs, bestehend aus Sabine Gruber (Wien/Südtirol), Sepp Mall (Meran), Lorena Pircher (Wien/Taufers) und Karl Johann Müller (Vorarlberg), wählte aus 330 Einsendungen vier Preisträgerinnen und Preisträger. Die vier Siegertexte bildeten im Adventskalender die vier Adventssonntage ab. Weitere 20 Gedichte wurden für den Adventskalender ausgewählt. Die Texte wurden auf Acrylglastafeln gedruckt und im Dorfzentrum aufgestellt, außerdem wurde der lyrische Adventskalender als Tischkalender veröffentlicht. Die Bilder für den Adventskalender wurden durch einen Wettbewerb mit generationenübergreifender Beteiligung von Kindergartenkindern bis Seniorinnen und Senioren aus den Altersheimen Schluderns und Mals ausgewählt.

Die Präsentation und Preisverleihung fand im Kulturhaus Mals statt. Der Saal war stimmungsvoll geschmückt und viele Interessierte waren zur Präsentation des Kalenders nach Mals gekommen. Der Abend wurde mit Musik umrahmt, die a.réa-Vertreterinnen Anita Prugger und Judith Prugger führten durch den Abend. Die Grußworte kamen von Erika Kronabitter. Die Jury-Mitglieder hielten eine Laudatio für die Siegertexte von Cornelia Aichner, Philipp Kampa, Sigune Schnabel und Detlef Seydel, anschließend lasen die Autorinnen und Autoren die Gedichte vor. Unter den weiteren 20 ausgewählten Gedichten sind auch die Gedichte „Licht der Welt“ von Astrid Marte, „z oobe“ von Markus Manfred Jung und „vor mir“ von Nadia Rungger. Nachdem die Präsentation des Adventskalenders erfolgreich über die Bühne gegangen war, durfte man sich auf die 24 Gedichte als Begleiter in der Adventszeit freuen.

Nadia Rungger



Mundart-Messe DIALECTA 2026

Liebe Mundartschaffende im Projekt „Mundart in der Schule“, liebe Freundinnen und Freunde der Mundarten und Dialekte in und um Baden-Württemberg, 2026 finden die Heimattage Baden-Württemberg in der Stadt Oberkirch im Ortenaukreis statt.

Die Heimattage Baden-Württemberg möchten dazu motivieren, sich intensiv mit der eigenen Heimat auseinanderzusetzen. Sie sind eine Bühne für das moderne Baden-Württemberg, auf der Unternehmen, Dienstleister, Tourismusverbände und Vereine ihre Inhalte vorstellen können.

Wir freuen uns, dass wir die Möglichkeit haben, unsere Dialekt- und Kulturarbeit auf der kommenden grenzüberschreitenden Messe „DIALECTA - Mundart verbindet“ in Oberkirch zu präsentieren. Vereine und Institutionen, die sich mit Mundart und Dialekt auseinandersetzen, aber auch Künstlerinnen und Künstler, die sich mit mundartlichen Beiträgen vorstellen wollen, sind dazu eingeladen, am Programm der Messe teilzunehmen.

26.-28. Juni 2026 – Mundartmesse DIALECTA – Mundart verbindet Veranstalter: DDDBW und Stadt Oberkirch Ort: Erwin-Braun-Halle Oberkirch Thema der Messe ist die Bedeutung, Bewahrung und Vielfalt der Dialekte, ihre Tradition und Zukunftsfähigkeit. Die DIALECTA lädt Besucherinnen und Besucher ein, Verschiedenheit und gesellschaftliche Bedeutung von Mundart neu zu entdecken und aktiv mitzuerleben. Die landesweite und grenzüberschreitende Mundartmesse mit Schwerpunkt Mundart der Region lädt Vereine und Institutionen aus Baden-Württemberg und dem Elsass ein, um gemeinsam mit dem Dachverband der Dialekte Baden-Württemberg und der Stadt Oberkirch für den Erhalt und die Förderung der Dialekte als lebendigen Teil der Kultur zu werben. Die Heimattage Baden-Württemberg finden 2026 an einem besonderen Ort statt. Unter dem Motto „Wo Gutes entsteht“ plant die Stadt Oberkirch Großveranstaltungen und kleinere Events zu den Themenbereichen Geschichte, Literatur und Genuss. An diesen Leitbildern orientiert sich auch die DIALECTA.

Im Fokus der Messe stehen dabei

- die Bewahrung eines einzigartigen Kulturguts

– Dialekte spiegeln die Geschichte, Traditionen und den Charakter einer Region wider. Die Beindruckende und teils unbekannte Vielfalt der Dialekte Baden-Württembergs verdient die Förderung der Weitergabe an die jüngere Generation.

- die Bildungsarbeit mit Angeboten für Schulen und Familien, um Dialekte wiederzuentdecken. Eine Sensibilisierung für Sprachverlust kann helfen, den Dialekt in der Schule und in der Familie wertzuschätzen.
- die Motivation für Eltern und Großeltern und die Ermutigung, ihren Dialekt an ihre Kinder und Enkel weiterzugeben. Dialekt soll als lebendige Sprache erhalten bleiben und kann Brücken bauen zwischen Generationen.
- Mundart und Dialekt mit den eigenen Sinnen zu erleben.

Wir starten den Dialog, diskutieren die Relevanz der Dialekte in der heutigen Gesellschaft und machen die Vereinigungen, die sich mit unseren Dialekten auseinandersetzen, sichtbar. Die interkulturelle und interregionale Zusammenarbeit beim Thema „Dialekt“ soll dabei gestärkt und Wertschätzung für andere Mundarten gezeigt werden.

Die DIALECTA gibt den ausstellenden Institutionen Gelegenheit, im Rahmen eines Programms mit Musik, Lesungen, Workshops und wissenschaftlichen Beiträgen, ihre eigenen Inhalte zu präsentieren.

In einem ersten Schritt möchten wir alle Interessierten abfragen, die sich mit einem kostenlosen Infostand beteiligen möchten. Falls Sie Interesse haben, dabei zu sein, geben Sie uns bitte Rückmeldung über unseren Geschäftsführer bis 16. April 2025

In einer zweiten Abfrage werden wir dann gezielt auf die teilnehmenden Vereine und Einrichtungen zugehen, um mögliche künstlerische Beiträge zu besprechen. Weitere Informationen hierzu erhalten Sie nach Ihrer Anmeldung zur Messe. Wir freuen uns auf Ihre Rückmeldung und darauf, gemeinsam ein vielfältiges Programm auf die Beine zu stellen!

Mit den besten Grüßen
Veronica Kerber
Dr. Rudolf Bühler

„Innen aber lebt noch der Traum“ ODER „Vom Wegfliegenwollen“ ODER „Meine Flügel sind Farben, Poesie und Begegnungen mit Menschen“ ODER „Vom Fuchsbau, der keine ewige Bleibe ist“ – zur Prosa von Theresia Oblasser

Für alle Leserinnen und Leser dieses schmalen, aber sehr bewegenden, mehrfach in existentielle Tiefenschichten leuchtenden Sammelbändchens mit über 30 hochsprachlichen Kurzprosatexten von Theresia Oblasser (*1941) ist das einfach ein Geschenk. Der manggei-Verlag der Niedersächsischer Autorinnenkollegin Gerlinde Allmayer hat sich mit sicherem Blick für das geistig und poetisch Wertvolle diesen literarischen Arbeiten von Theresia Oblasser angenommen. Die Altbäuerin vom Brandstätthof in Taxenbach, die seit Jahrzehnten weit bekannte und hoch geschätzte Verfasserin herrlicher, die thematische Enge und die herkömmlichen Schreibweisen traditionaler Dialekttexte oft weit überschreitende kreative Frau, konnte sich nämlich einen Herzenswunsch erfüllen. Endlich kann man ihre unveröffentlichte und verstreut publizierte, also schwer zugängliche Prosa kompakt nachlesen – welch eine Freude und welch eine Horizonterweiterung ist das für alle, die das Lesen noch nicht verlernt haben! In drei, thematisch klug geordneten Kapiteln wird Theresia Oblassers Welt, ihre humanistisch geprägte Wahrnehmung und die prall mit schönen und beklemmenden Erinnerungen und Erfahrungen gefüllte Welt vergegenwärtigt. Es ist bewundernswert, wie Theresia Oblasser, die aus einfachen bergbäuerlichen Verhältnissen stammende, nunmehr seit etwa 40 Jahren unablässig ihre und die Welt erkundende Schriftstellerin, auf zentrale lebens- sowie zeitgeschichtliche Dimensionen zu sprechen kommt. In den beiden ersten Kapiteln spannt sich dieser weite Bogen von kindlichen, weiblichen Prägungen, höchst verletzlichen Frauenerfahrungen und entgrenzenden Träumen über fein beobachtete Phänomene patriarchaler Macht-Verhältnisse und ihrer Sprechweisen allüberall, über Erfahrungen des Fremdfühlens, den Erinnerungen an angeblich ewig gültige Konventionen bis hin zur wiederholten Thematisierungen von „Gefängnis“, Widerständigkeit und Freiheit, Trauer, Angst, Scham und Schweigen, Verschweigen und rettungslos

erfahrener Sprachlosigkeit. Immer ist dies eine erhellende, aufklärerische Lektüre – beeindruckend dabei Theresia Oblassers unaufdringliche und wortbewusste Sensibilität für solch Existentielles. Die Lesenden haben es hier mit einer Schriftstellerin zu tun, die – zum Teil in wunderbaren Bildern und literarisch anspielungsreich (sogar Franz Kafka herrliche Erzählung „Auf der Galerie“ ist in ihrem Gepäck so wie die Legenden- und Sagenwelt ihrer Heimat) – von all diesen großen Lebens-Erfahrungen spricht. Nicht zuletzt vergegenwärtigt sie in ihren Erinnerungen die positiv wie schmerzlich empfundenen „Um- und Aufbrüche im Dorf“ sowie die sich radikal verändernden „Lebensbedingungen und Lebensweisen“ im Zuge des alles allumfassenden sog. Modernisierungsprozesses während ihres Lebens. Dabei verfällt Theresia Oblasser, diese literatur- und musikkaffine Frau, nie in eine oft übliche Verklärung des Vergangenen, sondern weiß präzise zu beschreiben, festzuhalten und gewährt uns hier und da auch einen utopischen Glücksmoment. Es dürfte auch kein Zufall sein, dass der letzte Text in dieser „kleinen“ Sammlung über Verfall und Vergänglichkeit reflektiert.

Karl Müller, Salzburg



Im weitesten Sinn ein Wolkenkratzer
manggei verlag
ISBN: 978-3-9504
132Seiten, 15 €

35. Schopfheimer Literaturwerkstatt

Es gibt eine Lobby für die Mundart, und das ist die Internationale Literaturwerkstatt, die in Schopfheim beheimatet und der eine öffentliche Lesung in Weil am Rhein vorgeschaltet ist.

SCHOPFHEIM/WEIL AM RHEIN. Ja, wie die Zeit vergeht: 35 Mal hat Lyriker Markus Manfred Jung das Thema vorgegeben, 20 Mal Volker Habermaier, von Haus aus Germanist, Historiker, Schulleiter und Fachbuchautor, die Literaturreunde moderiert. Da kamen oft originelle Themen zur Sprache.

Bei der 34. Auflage hieß es „Kalt - wärmer - heiß“, jetzt bei der jüngsten Ausgabe lautete das Motto „Gestern - heute - morgen“. Bei diesen Lesungen mit dem angegliederten Wochenend-Jour fixe für die Autoren können die interessierten Besucher die verschiedensten Dialekte kennenlernen.

Es gibt also nicht nur die Kombination drei Länder - eine Sprache, nämlich alemannisch, denn der Dialekt ist ja nicht nur in Südbaden, im Elsass und in Basel zu Hause, sondern auch im Schwäbischen, Österreichischen und in Norddeutschland.

Von dort kamen die teilnehmenden Autoren wie Christine Tippelreiter, die sich selber als „Exotin“ bezeichnete.

Kein Wunder, denn wer hat schon von einer Mundart gehört, die „mostviertlerisch“ heißt? Man muss sich einhören, meinte denn auch Habermaier, aber dann merke man, wie schön es klingt.

Gesagt, getan. Es war zwar etwas anstrengend, der Autorin zu lauschen, aber man hat doch verstanden, was sie meinte, und es war aufschlussreich. Die ganze Welt ist ein Dorf, sagt sie zum digitalen modernen Leben.

Im Computer sei man überall auf der Welt, von Kanada bis Australien, aber wie es dem Nachbarn gehe, wisse man nicht.

Plattdeutsch hat man schon öfter gehört in diesem Rahmen, es müsste also vertrauter in den Ohren sein. Aber der nordfriesische Jargon von Rainer Martens war für hochalemannische Ohren doch eine „Fremdsprache“. Obwohl der Gast von „ganz oben“, aus Schleswig-Holstein, sehr deutlich Platt spricht (was es im „normalen“ Plattdeutsch sonst nicht gibt), musste man sehr gut

aufpassen, um die wahre Geschichte von der Autofahrt mit den Stumpen und Roth-Händle qualmenden Opa und Papa verstehen zu können.

Martens, eigentlich Musiker - also eine Doppelbegabung – trug auch noch ein Lied zur Gitarre vor. Er war kurzfristig eingesprungen für einen anderen plattdeutschen Liedermacher und hatte mit zehn Stunden die längste Anfahrt. Man sieht, dass das Netzwerk der Mundartler zwar heiß gelaufen ist, aber perfekt funktioniert.

In diesem Jahr hörte man vor allem Gedichte, weniger Erzählungen. Kathrin Ruesch, die als Deutschlehrerin in Frankreich lebt, aber aus Buggingen im Markgräflerland stammt und den Schwarzwald gegen die Pyrenäen eingetauscht hat, zeichnet sich durch einen „besonderen Sound“, einen „Ruesch-Rausch“, (Habermaier) aus. Dass die Lyrikerin schon alle Auszeichnungen für alemannische Mundart erhalten hat, die es gibt, leuchtet einem ein, wenn man ihre drei Liebesgedichte gehört hat, wovon sie eines sogar auswendig vorträgt. Mit ihrer „Ode an mein Smartphone“, das „Allerheiligste“, ist sie nah am Puls der Zeit. Es falle ihr schwer, es wegzulegen: eine Obsession, eine Sucht, bekennt sie. Ruesch trägt auch ein Gedicht vor, in dem die Sprachen verschmelzen: Vive la poésie!

Poetisch, aber etwas absurd, ist die „Laubbläserlyrik“ von Elena Seeger, die den Abend eröffnete. Das Geräusch des Laubblägers blies den Zuhörern kräftig den Ohrgang frei und man durfte mitjammern mit ihrem Frust, auf gut schwäbisch „joomara“ in dem Lied „Jammer-Schwob“. Schwäbisch, damit liegt die Sängerin richtig, ist eine schöne Sprache für Blues, eine lyrische Entspannungsmethode, ein passives Jammern für alle Lebenslagen. Auch ihr Lied über den Kinderschreck, den Nachtkrapp („Schlaflos daheim“), blieb im Ohr.

Organisator Markus Manfred Jung las zum Auftakt in Weil am Rhein im ersten Durchlauf Gedichte aus seinem zusammen mit seiner Frau Bettina Bohn herausgebrachten Lyrik-Bild-Band „Dies geatmete Licht“, auch mal beide Versionen, die eher nüchterne hochdeutsche und die mehr poetische alemannische.

Während draußen die Magnolien blühen, zeigte er das Magnolienbild im Buch und rezitierte sein Gedicht Ostersonntag“. Im zweiten Teil „gab es von ihm eine witzige Glosse über die Unter-

schiede beim Wäscheaufhängen bei „Wiibli“ und „Männli“. Beim Schweizer Tony Ettlin fiel die Lust auf, etwas knapp auszudrücken. Er brauche nur wenige Worte, um die Leute zum Nachdenken oder Schmunzeln zu bringen, brachte es Habermaier auf den Punkt. Und „Diät“ war dann der aller kürzeste Text. Obwohl nicht so gut zu verstehen, spürte man bei Ettlin den urigen Humor, wenn er in Kurzform über das Älterwerden räsoniert und es auf hochdeutsch so zusammenfasst: „Die wilden Jahre sind gewesen, es bleibt im Bett mehr Zeit zum Lesen“, wofür er viele Lacher erntete.

Jürgen Scharf



Mundarttreffen (von links): Markus Manfred Jung, Volker Habermaier, Christine Toppelreiter, Rainer Martens, Kathrin Ruesch, Elena Seeger und Tony Ettlin.

Foto: Jürgen Scharf

IDI-Vorstandssitzung 12. März 2025

Auf der Tagungsordnung standen folgende Themen:

1. Rückblick auf die Tagung 2024 in Tittmoning
2. Kassabericht mit Kassaprüfung
3. Vorschau auf die Tagung 2025 in Südtirol
4. Neuwahlen bei der Tagung 2025
5. IDI-Info
6. Website-Erneuerung
7. Vorschau Tagung 2026 – 50 Jahre IDI
8. Verschiedenes

Für interessierte Leser besteht die Möglichkeit das Protokoll der Vorstandssitzung per Mail über idi.dialekt@gmail.com anzufordern.



Vorstand mit Kassaprüferin (von links): Astrid Marte, Gundi Egger, Gerlinde Allmayer, Markus Manfred Jung, Erwin Messmer, Birgit Rietzler, Lidwina Boso und Gerd Allmayer

„Spätauslese“ –

Gedichte & Geschichten in Klostertaler Mundart
von Lidwina Boso-Berthold
erschienen im Lorenzi-Verlag, Bludenz

„Spätauslese“ ist der Titel des neuen Buches von Lidwina Boso-Berthold aus dem Vorarlberger Klostertal. Die Sammlung lyrischer Texte und Gedichte führt Seite für Seite leise und unaufdringlich durch das Leben der Autorin und erzählt von einem Dahem des a Dahem gsi ischt. Während die Zeit durch das Tal und die Jahre durch das Leben gegangen sind, ist der Klostertaler Dialekt jene Sprache geblieben, in der Lidwina Boso-Berthold spricht und schreibt. Die Mundartautorin ist bekannt durch öffentliche Lesungen im In- und Ausland, auch im Rundfunk, ebenso durch ihre Mitgliedschaft bei der „Gruppe Mundart von Literatur Vorarlberg“ sowie beim „Internationalen Dialektinstitut – IDI“.

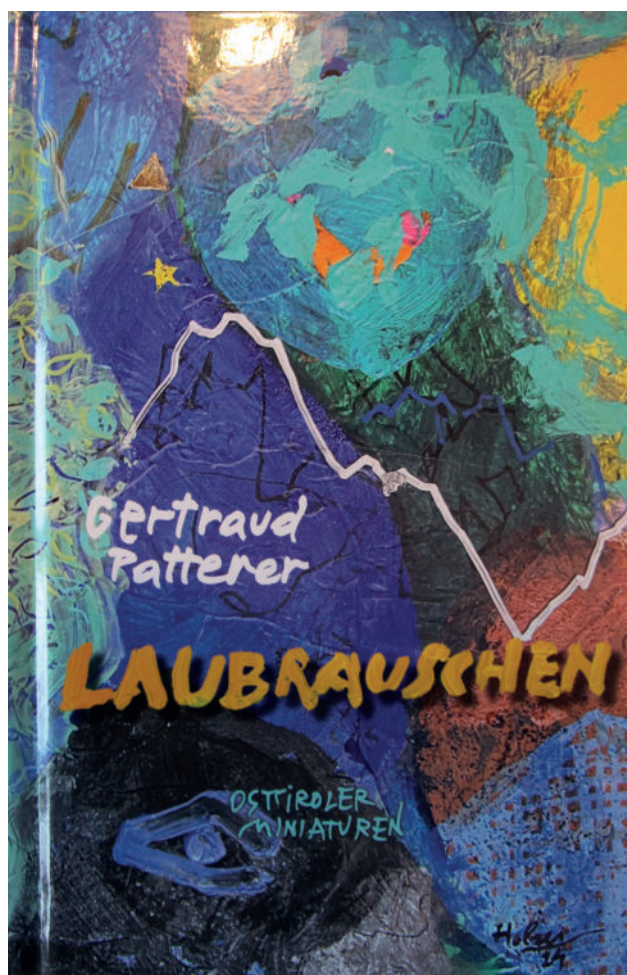
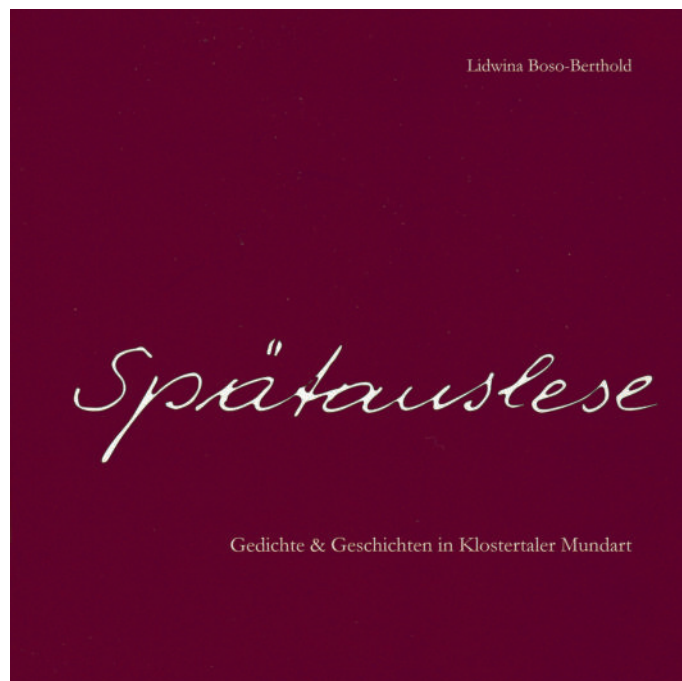
Wer sie persönlich kennt, hört den Klang ihrer Mundart und ihrer Stimme durch die Zeilen und Seiten des Buches schwingen. Wo Gafluna liegt oder die Bergmahd of Glong oder wo die Alfenz fließt, werden die Leserinnen und Leser aus dem Klostertal am besten wissen. Für andere klingt es manchmal nahezu geheimnisvoll, wenn da Menschen bi Kobis Barga den letzten Blick talwärts schicken, bevor ihnen die Bergluft von den vielen Brunella süß und schwer in die Nase steigt, so süß, als ob ma Schokolade grüart hätt. Impressionen aus der Natur, Kindheitserinnerungen sowie wenige Schwarz-Weiß-Fotos erzählen aus dem frühen Lebensumfeld der Autorin. Die Texte führen jedoch nicht nur durch heimatische Gefilde und familiäre Gegebenheiten. Lidwina Boso-Berthold hat in ihrem Beruf als Kinderkrankenschwester und Elternberaterin einen klaren Blick und viel Gespür für menschliche Nöte erhalten. Wie schwer es ist, sich trotz Einfühlungsvermögen selber hilflos zu fühlen, zeigt der Text Am Bahof. Betroffenheit lösen auch die sehr knapp gehaltenen Gedichte aus: Kreuzweg 8. Station / nia vorher / ned Gascht gsi / nochganga.

Gräba sind graba - wer schüttats zua? Nicht nur diese Frage der Autorin gräbt sich dem Lesenden ein.

An Wäg ischt do zum go – gang! Diese Auffor-

derung gilt auch denen, die das Buch in Händen halten und sich auf den Weg durch die Seiten machen

Birgit Rietzler



Laubrauschen von Gertraud Patterer
Neue Osttiroler Miniaturen

Schon die 5. Folge Osttiroler Miniaturen legt Gertraud Patterer nun mit „Laubrauschen“ vor. Wieder wechseln sich Prosatexte und Lyrik, darunter viele Haikus, ab, ebenso die deutsche Standardsprache und der Osttiroler Dialekt. Naturverbundenheit und Vergänglichkeit sind die Grundthemen, die die positive Lebenseinstellung herbstlich melancholisch färben.

Schtiafmiattal

*Schtiafmiattal am Kindagrob,
en Winta ibarschtaun gånz blob,
a Schtiafmiattal ibarleb,
sei Schtingele goar recht heb.
Mei Biabl a bissl drunta,
wenn's a wearat wieda munta.*

Ja, wenn das Kind im Grab nur auch wieder aufwachen würde, so, wie die Stiefmütterchen oben drauf. Noch kürzer, aber genauso treffend ist die erzählerische Sentenz über die Muttersprache.

Müattaschpråche

*I trog di
wie da Chrischtophorus
es Jesuskind ibarn Fluss
dûrch mei gånzes Lejbm.*

Miniaturen, die „verheben“, die sich ins Gedächtnis eingraben!

Markus Manfred Jung

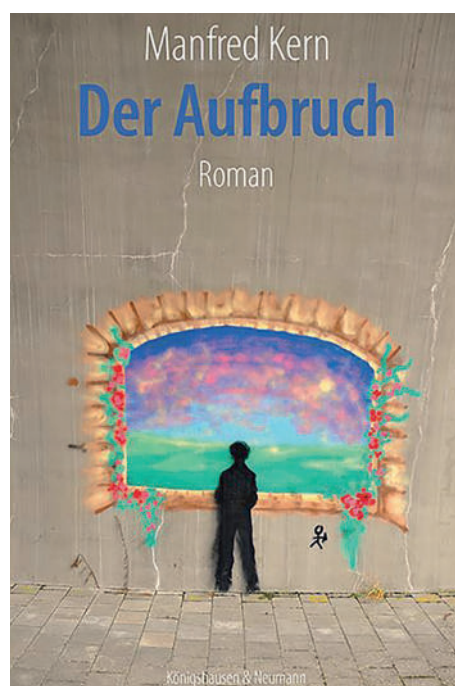
Gertraud Patterer, Laubrauschen,
Osttiroler Miniaturen Folge 5,
Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt, 2024,
ISBN 978-3-7084-0700-5

„Der Aufbruch“ von Manfred Kern

„Wie Handke möchte ich auch mal schreiben können, dachte ich: von mir selber, aber im Abstand...“ sagt das erzählende Ich Alexander in Manfred Kerns jüngst erschienenem Roman „Der Aufbruch“. Wir begleiten einen Jungen aus seiner Kindheit ins Erwachsenwerden und -sein, der nur einen Berufs-, ja Lebenswunsch hegt, nämlich Schriftsteller zu werden, dem aber Gewalterfahrung durch den Vater und in der Schule innerlich so große Hemmnisse in den Weg legt, dass er beim Versuch, sich zum Schreiben zu bringen, ja nachgerade zu zwingen, lange scheitert. Erst mit dem Tod des Vaters und einer Versöhnung mit dessen Schicksal und dem eigenen, im Abstand zu ihm und zu sich selbst, gelingt es Alexander, sich schreibend die Welt neu anzueignen. Dabei löst sich auch der aufgezwungene Konflikt zwischen als Sprechsprache verhasstem Standarddeutsch und der geliebten, aber so schambehafteten Mundart. Ein kreatives Neben- und Miteinander wird möglich.

Manfred Kern schreibt deutlich autofiktional am eigenen Leben entlang. Dabei gelingt ihm aber die Balance zwischen Nähe und Distanz traumwandlerisch sicher. Er schreibt wie Handke: von sich selber, aber im Abstand. (mmj)

Manfred Kern, „Der Aufbruch“, Roman, Königshausen&Neumann, Würzburg, 2025. ISBN: 978-3-8260-9306-7, 156 Seiten, 16,80 €



Zammgeläsn von Klaus Gasseleder
 Texte im unterfränkischen Stadtdialekt

Dass Klaus Gasseleder ein ausgefuchstes Schlitzohr ist, wissen wir von vielen frechen und witzigen Gedichten her. Nun, zu seinem 80sten Geburtstag, zieht er Bilanz, legt in mehreren Bänden noch einmal vor, was ihm selbst als literarisches Erbe wichtig ist. Und seine Mundartgedichte bekommen den Vorrang: Texte, die er in den 80er- und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts veröffentlicht hat: Gedichte, die ihn zu Recht in die erste Reihe der Neuen Mundart Garde gespült haben. Unverblümete, frische, freche, gesellschaftskritische glaubwürdige Texte:

abschied

*wou ich jeeds gässlä gekennd habb
 unn jeeds gsichd aff dä schdrass,
 wo ich vou jeedä wärrdschafd die schbeiskaddn
 vou oum bis undn
 dorchgrässn kobbd habb
 unn unnärä fussbollä
 immä nou den gleichn misd zammgschbiel
 ham,
 wou ich üwäraol bloos mei vögongäheid ge-
 droffn habb
 un kee zukunfd,
 wou ich kee annärä mehr wär habb könn
 wie dem franz unn dem annelä ihr glaus,
 dou issäs höchsdä zeid worn
 dass ich di kurfn gegraddsd habb.*

Heimatdichtung in ganz neuem Ton. Im Vorwort und in einem angehängten Interview erklärt er seinen speziellen Zugang zur Mundart und zur Dichtung: lesenswert. Inzwischen ist mit „DICHT ER LEBEN“ auch die gesammelte Prosa erschienen. Wie bezeichnet er sich selbst: „Literarischer Dilettant (= Liebhaber) ohne Zielstrebigkeit und Ehrgeiz, zudem Kleinstverleger (Wildleser-Verlag) und Herausgeber der Literaturzeitschrift „Wildleser-Almanach“... Passionierter Fuß- und Bahnreisender. Strebt zunehmend Vielfalt statt Einfalt, Identität und Authentizität an. Wer verstehen will, was das Wort understatement bedeutet, muss seine Texte (und ihn) kennen lernen.

Markus Manfred Jung

Klaus Gasseleder, Zammgeläsn, Texte im unterfränkischen Stadtdialekt, Wildleser-Verlag, Erlangen, 2025, ISBN 978-3-923611-92.8, 18.- € und DICHT ER LEBEN, gesammelte Prosa, dito, ISBN 978-3-923611-94-2, 18.- €



Klaus Gasseleder **Zammgeläsn**
 Texte im unterfränkischen Stadtdialekt



Claudia Scherer
 Paarpassion Roman
 edition miolonga
 222 Seiten, 22 Euro

Paarpassion

Der Roman erzählt in vier großen Kapiteln, die untergliedert sind, von den ersten Jahren einer späten Liebe. Am Anfang wird das Paar von einer noch bestehenden Fernbeziehung in Mitleidenschaft gezogen. Die bald schon erkannte Krebserkrankung des Mannes lässt die beiden Partner im Kampf um Gesundung zueinander finden. Da jeder einen eigenen Rucksack gelebten Lebens in die Beziehung bringt, bleibt das Miteinander nicht ohne Konflikte. Dazu gehören unterschiedliche kulturelle Hintergründe sowie verschiedene Muttersprachen. Der humorige, aber auch streitbare Umgang der beiden Liebenden wird aus der Sicht der Frau geschildert, die immer wieder auch ihr Schreiben reflektiert.

Nah am Leben, aber doch nicht autobiographisch, so sieht die Schriftstellerin Claudia Scherer ihr Schreiben. Da sie nie von einem roten Faden des eigenen Erlebens ausgeht, sondern in ihr Schreiben eintaucht wie in ein Labyrinth, dessen Ausgang ungewiss ist, reiht sie ihre Prosa ein in die literarische Tradition weiblicher Erkenntnisliteratur.

Der Germanist und Schriftsteller Peter Blickle, emeritierter Professor der Western University of Michigan und Jurymitglied des Literarischen Forums Oberschwaben, schreibt zum Buch:

„Claudia Scherers Sprachgenauigkeit macht immer Freude. Und in diesem Buch steckt so viel drin -- überraschende Nähen, die aus Leiden und Mitleiden zusammenwachsen; Liebe, Schöpfung und Tod; Schmerzen einer immer mitschwingenden Trennungsangst; Eifersuchtsmelodien; Erinnerungsresonanzen; interkulturelle Harmonien und Disharmonien; die Suche nach einer Antwort, die unmöglich gefunden werden kann; die Sehnsucht nach Momenten, die noch oder wieder kontrolliert werden können. Aber unter und über allem schwebt Scherers Sprache, die ich immer und immer wieder bewundere. Sie bringt Licht und Schatten in ihre Sprache, Farben, Formen und Nuancen. Da könnte ich tagelang weiterlesen.“

Die Drucklegung wurde im Rahmen der Kulturförderung des Landkreises Ravensburg finanziell unterstützt.

Zu beziehen über claire-ade-schur@gmx.de

Wege zum eigenen Buch

Der Arbeitskreis für regionale Sprache und Literatur lud am 29. März 2025 zur Jahrestagung nach Salzburg in die Räumlichkeiten des Salzburger Bildungswerks ein.

Für die Jahrestagung 2025 wurde ein Thema gewählt, das sich viele Salzburger Mundartautorinnen und -autoren schon lange gewünscht hatten. Immer wieder wurde gefragt, was man tun muss, um zu einem eigenen Buch zu kommen. Ein gedrucktes Werk in Händen zu halten, ist der Traum vieler Schreibender.

Wichtig für die Teilnehmenden waren: Welcher Verlag kommt überhaupt in Frage? Welche formalen Kriterien soll mein Manuskript erfüllen? Welche Auflagenhöhe ist realistisch?

Dr. Silvia Bengesser-Scharinger (IDI-Mitglied) referierte über ihre Erfahrungen mit überregionalen Verlagen (u.a. Bibliothek der Provinz, Kohlhammer, Otto Müller, Suhrkamp), Gerlinde und Gerd Allmayer (IDI-Mitglieder) über ihre Tätigkeit als Verleger (Manggei Verlag). Sie konnten wertvolle Tipps für den „Weg zum eigenen Buch“ geben.

Danach gab es noch genügend Zeit für einen anregenden Austausch und konkrete Fragen.

Am Nachmittag konnten die Tennengauer und Pinzgauer Mundartschaffenden ausgiebig über ihre Erfahrungen mit im Manggei Verlag publizierten Büchern berichten.

Maya Rell



Teilnehmer an der Jahrestagung, darunter viele IDI-Mitglieder



Werkstatt-Thema Goldrain: „pflanzen Pflanzen“

